

dieses Abends und besangen von der Liebenswürdigkeit des Prinzen, in dem er nun erst einen Nebenbuhler ahnen mochte, sein Ross bestieg.

Helena schlummerte. Indes nahm der Wagen, statt zum Normalm, wo das Palais ihres Oheims lag, einzulenken, den Weg zur Südermalmpforte; doch auch hier hielt er nicht an. Er verließ die Stadt; er verließ die Vorstädte; bald waren die Villen, die Landhäuser, die Gluthen umher in die dunkle Nacht zurückgesunken und der Wagen jagte auf der Straße nach Gesle hin, und noch immer schlummerte Helena und noch immer endete die Reise nicht. Die Dauer derselben selbst erweckte sie endlich. Sie sah sich erschaut um — finstere Nacht umgab sie. Mit einer Empfindung des Schreckens fuhr sie empor und mit dem Rufe: Wo bin ich? riß sie hastig an der Schnur, die dem Kutscher die Befehle seiner Herrschaft ankündigt.

In diesem Augenblicke sah sie, daß sie nicht allein im Wagen war. Eine dunkle Gestalt erhob sich aus ihrer zusammengekauerten Lage auf dem Rücksiß des Wagens plötzlich empor. — Gott! rief die Gräfin und sank, vom Schreck bewältigt, in ihre Kissen zurück.

Beruhigen Sie sich, schöne Gräfin! — sagte die Gestalt leise und in gebrochener Landessprache — Es geschieht Ihnen nichts. Eine kleine Reise, die Ihnen wohlthun wird, die Sie von Ihrer Unpäßlichkeit herstellen soll; eine Partie über Land, weiter nichts.

Helena war ihrer Sinne kaum mächtig. Wo sind meine Leute? Mein Oheim! Gott! was hat man mit mir vor? rief sie endlich in einer Verzweiflung, die sie des Bewußtseyns zu berauben drohte.

In Stockholm, — gab höhrend die dunkle Gestalt zur Antwort — eine Meile von hier.

Hilfe! Rettung! Verrath! rief Helena nun aufspringend und an dem Fenster zerrend. Aber dieß gab nicht nach, und wenn es nachgegeben hätte, würde doch Niemand ihren verzweifelten Ruf gehört haben; denn man war auf einer einsamen, schlecht gepflasterten, engen Landstraße, auf welcher das Getöse des Wagens und der saufende Galopp der vier Rosse jede menschliche Stimme übertönte.

Verzeihen Sie, Gräfin! — sagte ihr Begleiter — Ich glaube, es hört Sie Niemand!

Erschöpft von vergeblicher Anstrengung, sank Helena halb ohnmächtig zurück. Sie sah sich ohne Rettung in die Gewalt ihrer Feinde gegeben. Aber wer waren diese? Nach einer stummen Pause, in der sie diesen Gedanken ohne Resultat verfolgte, fragte sie

ihren Begleiter, welcher stumm mit seiner blinkenden Waffe spielte: „Wohin führt man mich und auf wessen Befehl! rief sie, indem sie alle ihre Kraft sammelte.

Auf wessen Befehl, — gab dieser zurück — ich die Ehre habe, die Gräfin Mörner auf dieser Lustfahrt zu begleiten, darf ich so eigentlich nicht sagen. Indes bin ich immer gutmüthig, und so will ich denn, ohne es zu sagen, doch merken lassen, daß dieß Reiseprojekt in einem hohen Haupte entsprang. Wer begleitete denn die Gräfin Helena an ihren Wagen? — fragte der fürchterliche Mensch lächelnd und verschmizt — Ei, wie nun — sehen Dieselben nun nicht den Zusammenhang ein? Eine königliche Hoheit von so viel Geschmack muß doch auch Augen für die Schönheit haben. Wie nun, wenn's auf Seiner Hoheit Befehl wäre, daß ich diese Ehre habe? Würde Gräfin Helena dann noch so laut nach Hilfe rufen und uns Verräther schelten? Wie?

Helena war wie vom Blitz getroffen. Ihre Arme hingen machtlos nieder — ihr Bewußtseyn schwankte, sie sank wie eine Leiche hin. Ihr Begleiter riß ihr die Schläfe mit wohlriechendem Wasser und erzielte ihr alle Aufmerksamkeit. Sie seufzte auf und erwachte.

Aber ein unnennbarer Schmerz zerriß ihre Seele. Er — dachte sie — der Held, der Retter, der Stern der Hoffnung für mein armes Vaterland? Er — unmöglich! Trug, Verleumdung, Verrath ist Alles! — Dann dachte sie an Erick. Eine dunkle Ahnung sagte ihr, dieser werde die Unthat zu Schanden machen — er werde ihren Kerker entdecken, er werde sie retten, befreien, beglücken. —

Diese Vorstellung wiegte ihren Schmerz mild ein und die Stelle des weichenden Schmerzes nahm ein sanfter Schlummer, ein Schlummer der erschöpften Seele, ein, indem diese ihrer Angst vergaß.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Lebensansichten.

Von E. Bonafont.

Die wenigsten Leute begreifen es, daß es hier und da wirklich noch Menschen gibt, die ein Gemüth haben, was freilich jetzt immer seltener wird.

In das Leben des Menschen, — hat Terenz gesagt — rathe ich, wie in einen Spiegel zu schauen, und daraus sich Beispiel und Lehre zu nehmen.